Die
Brieftasche.

Nichtpolitische Beilage zur Unterhaltung und Belehrung, zu der Zeitung: „Der Correspondent von und für Schlesien.“

Sonnabend — No. 27. — den 5. Juli 1828.

Erinnerungen aus dem Leben Friedrichs des Großen.

Dieser Monarch, der auf ewige Zeiten die Ehre und der Ruhm seines Landes bleiben wird, ist, von einseitiger Kurzsichtigkeit oder persönlichem Hasse, der Gefühllosigkeit beschuldigt worden. Gefühlvoll wie eine Privatperson zu seyn, liegt außer der Sphäre eines Fürsten, dessen erste Tugend Gerechtigkeit seyn soll. Er, der erstaunenswürdigste Mann, der je einen Scepter getragen, beherrschte seine Neigung zu Aufwallungen, weil er wußte, wie viel Klippen die Empfindsamkeit der Laufbahn eines Herrschers entgegenstellen würde. Unter den tausend Beispielen, welche die Geschichte aufgezeichnet hat, die das gefühlvolle Herz des Königs beweisen, hier einige wenige: Als im Jahr 1767 der Neffe des Königs, Prinz Heinrich, auf den er die schönsten Hoffnungen gesetzt, und dem er seine ganze Liebe geschenkt hatte, im 20sten Lebensjahre starb, kam er nach Berlin, ließ einen französischen Gelehrten, der sein Vertrauen besaß, rufen, und sagte zu ihm: „Sie wissen, welchen Verlust ich und der Staat erlitten haben; ich will ihm nicht blos unfruchtbare Thränen widmen, ich will dem Grabe das Edelste entziehen, und habe hier ein Gemälde dieser schönen verschwundenen Jugend entworfen, das als Beispiel denen nützlich werden kann, die durch Geburt auf gleiche Stufe gesetzt wurden. Diese Abhandlung sollen Sie in der Akademie vorlesen. Da ich aber schlecht krizle, so will ich sie Ihnen vorlesen, damit Sie wissen, was ich sagen will.“ Er nahm das Manuskript, und fing die Lektüre an wie ein Mann, der seiner selbst mächtig bleiben will. Er suchte seine Stimme zu verstärken, als wenn er sich gegen die Gewalt des Schmerzes stählen wollte. Es gelang ihm nicht; schon auf der zweiten Seite veränderte sich seine Stimme, Thränen traten in seine Augen, er hielt inne, hustete, nahm das Schnupftuch — vergebens waren alle Anstrengungen, ein Strom von Thränen nahm ihm die Stimme, und schweigend gab er das Heft seinem Zuhörer, der es mit Ehrfurcht aus der Hand des großen Mannes nahm, dessen Herz für die heiligsten und schönsten Gefühle der Menschheit so empfänglich war. Nach einigen Minuten verabschiedete er den Akademiker, mit den Worten: „Sie haben verstanden, was ich von Ihnen verlange.“ — Wie er die Freundschaft und Treue eines Katt erwiederte, ist bekannt; nicht so allgemein, daß er den Leichnam eines andern Freundes, v. Knobelsdorf, in seinen Zimmern behielt, Stunden lang bei ihm verweilte, und er ihm nach vielen Wochen nur gewaltsam weggenommen werden konnte. Liebe und Sorgfalt für seine Familie, die Trauer, welche er, so lange er lebte, in gewissen besondern Zeichen um seine geliebte Mutter trug, die Großmuth, die er bei Vergehungen seiner Bedienten gegen seine Person übte, seine Dankbarkeit gegen seine Generale Ziethen, Schwerin rc., seine Abneigung gegen die Jagd rc. beweisen, daß er gefühlvoll als Mensch, aber nicht als König, war.

Bei der Belagerung von Dresden (im Jahr 1759) hatte das Regiment Bernburg nicht die ihm sonst gewöhnliche Bravour bewiesen. Der König strafte sehr empfindlich. Die Offiziere mußten ihre Huttressen, die Soldaten ihre Bandlitzen hergeben, und die Tambours durften nicht mehr den Grenadiermarsch schlagen. So ging es bis zur Schlacht bei Leipzig am 15. August 1760. Hier zeichnete sich das vom Könige verkannte Regiment durch eine fast unglaubliche Bravour aus, indem Alles, was ihm vorkam, über den Haufen geworfen ward und weichen mußte. Nach

der Bataille befahl der König, daß sich die Armee auf der Wahlstatt in eine Linie formiren sollte, vor deren Fronte er nun vom linken zum rechten Flügel herunter ritt, um zu sehen, was für Lücken die Schlacht gemacht habe. Die ganze Armee hatte das Gewehr beim Fuß und das Regiment Bernburg stand an der Spitze des rechten Flügels. Als der König an dasselbe heran kam, sagte er, indem er den Soldaten freundlich zunickte: „Na, Kinder! ich danke euch, ihr habt eure Sache recht brav gemacht. Sehr brav, ihr sollt Alles wieder haben, Alles." — Unter diesem Zuruf war er bis zu dem Flügelmann der Leibkompagnie gekommen, einem alten Graukopf; dieser trat eigenmächtig aus dem Gliede zum König hervor, und sagte: „Ich danke Ew. Maj. im Namen meiner Kameraden, daß sie uns unser Recht zukommen lassen. Ew. Maj. sind doch nun wieder unser gnädigster König?" — Der König von der Männlichkeit und Herzlichkeit dieser Anrede gerührt (das Regiment hatte viel gelitten), klopfte dem braven Sprecher auf die Schulter, und antwortete: „Es ist Alles vergeben und vergessen, aber den heutigen Tag werde ich euch gewiß nicht vergessen!" Er wandte den Kopf auf die Seite, und wischte sich die nassen Augen; dann stieg er vom Pferde und sagte zum Kommandeur des Regiments, unter nochmaligem Danke: „Der alte Mann soll Sergeant seyn."

Es war in der zweifelhaftesten und bedrängtesten Zeit des siebenjährigen Krieges, als dieser große König seine geliebte Schwester, die Markgräfin von Baireuth, verlor. Man fand ihn damals sehr beschäftigt, Bourdaloue's Predigten zu lesen. Wenige Tage nachher übergab er seinem Vorleser, Herrn v. Katt, ein Manuskript mit den Woten: „Da, heben Sie das auf." Es war eine Leichenrede auf seine Schwester. Der König hatte fünf völlig gleiche Handbibliotheken in Potsdam, Berlin, Sanssouci, Charlottenburg und Breslau, um seine sehr geregelte Lektüre überall fortsetzen zu können. Deshalb wurden jederzeit von einem Werke, das er der Aufnahme darin würdig hielt, fünf Exemplare gekauft. Der Kern dieser Sammlungen enthielt alle lateinischen und griechischen Schriftsteller, jedoch nach französischen Uebersetzungen. Friedrich verstand die griechische Sprache gar nicht, die lateinische unvollkommen, doch endigte er gerne eine Unterredung mit Gelehrten, durch eine lateinische Sentenz, aber gleichsam nur auf dem Rückzug, um sich in keine weitern Erörterungen einlassen zu müssen Da er die Schwäche der französischen Uebersetzungen seiner Lieblingsautoren fühlte, so sehnte er sich nach einer bessern, und forderte von dem Hofbuchdrucker Decker einen Kosten-Anschlag darüber. Derselbe stellte ihn auf zwanzig tausend Thaler; dies war jedoch dem Könige zu viel und die Sache unterblieb. — Für die jährlichen Reisen in seinen Staaten war Alles unabänderlich geregelt. Zwei Wagen bildeten seinen ganzen Zug; nämlich sein eigner und der seiner Chatulle, deren Schatzmeister, auf dem Wagen des Königs sitzen mußte. In seinem Nachtquartier hatte er nichts nöthig, als ein Zimmer mit Bett, Tisch und Stuhl. Er schlug es am liebsten bei den Pfarrern auf, und bezahlte jedesmal hundert Thaler ohne Rechnung, obgleich er wenig oder nichts zu Nacht speiste. Während seiner ganzen Regierung hatte er stets denselben Reisewagen, von dem er behauptete, daß er vortrfflich sey und noch nie einer Ausbesserung bedurft habe, und daß, wenn man die Hand daran legen wolle, es nur geschehen würde, ihn zu betrügen. Deshalb wurden, um ihm die Freude zu lassen, alle Ausbesserungen ohne sein Wissen gemacht.

Im siebenjährigen Kriege hatte der König zu Naumburg, im Hause der Schwiegermutter des damaligen Diakonus M. C. August Lenke, der ihn empfangen mußte, sein Quartier. Der König fragte: warum er so geistlich aussähe? „Ich bin ein Prediger!" war die Antwort. Kann er sonst nichts als predigen? „Ja, ich habe allerhand Wissenschaften erlernt." Hat er den Thucydides gelesen? „O ja, und zwar im Originale."

Der unsterbliche Mathematiker Euler, der seiner Wissenschaft eine neue Gestalt gab, war von Friedrich dem Großen von St. Petersburg an die Akademie nach Berlin gerufen worden, und lebte daselbst von 1741 bis 1766. In diesem Jahre verließ er diese Stadt, um nach St. Petersburg zurückzugehen, veranlaßt durch ein bon mot des Königs. Als nämlich die Frage aufgestellt wurde, ob der neue Kalender der Berliner Akademie verpachtet, oder von ihr selbst verlegt oder verkauft werden sollte, berechnete man beide Vorschläge, und fand, daß der erstere 16,000, der andere nur 12,000 Thaler eintragen würde. Euler, der mit dem König darüber sprach und den einträglichern Vorschlag verwarf, erhielt von dem Monarchen die Antwort: „Wenn ich schon keine Bemerkungen über krumme Linien geschrieben habe, (eine Schrift Eulers) so weiß ich doch, daß 16,000 Thaler mehr sind als 12,000 Thaler." So hoch Euler den König stellte und so ergeben er ihm auch war, so tief schmerzte ihn dieser Witz.

Als Friedrich der Große erfuhr, daß die Kapuziner in Schlesien den kranken Pferden und Kühen agnus dei-Zettel zu fressen gaben, ließ er ihnen sagen: Wenn sie noch einmal dergleichen heilige Dinge mißbrauchten, so würde er seinen Regimentsfeldscheerer schicken, und ihnen allen die Bärte abschneiden lassen.

Zur Geschichte des Ueberfalls bei Hochkirch in dem Feldzuge von 1758.

An dem Gelingen dieser Ueberrumpelung der preußischen Armee war, wie bekannt, die von Friedrich dem Großen vorgefaßte Meinung Schuld, daß sein behutsamer Gegner — Daun — der überwiegenden Vortheile seiner Streitkräfte und Stellung ungeachtet, zu einem Angriffe sich nicht entschließen, sondern lediglich dabei begnügen würde, das preußische Heer eine Zeit lang in Unthätigkeit und von Schlesien entfernt zu halten. Alle Vorstellungen der erfahrensten Generale Friedrich's über die Unhaltbarkeit des preußischen Lagers für den Fall eines Angriffs scheiterten an dieser Meinung und fanden bei dem Könige kein Gehör. Selbst am Vorabende des nächtlichen Ueberfalles maß er den eingegangenen Meldungen und sichern Berichten über die Bewegungen und Absichten des Feindes durchaus keinen Glauben bei. Nach einer ziemlich verbürgten Thatsache soll dieser Unglaube des Königs selbst in den ersten Momenten des schon wirklich erfolgten Ueberfalles noch immer vorherrschend gewesen seyn.

Das preußische Hauptquartier nämlich lag in dem Dorfe Rodewitz, unweit Hochkirch, welches letztere hochgelegene Dorf als Schlüssel des preußischen Lagers zu betrachten und aus dem Wohnzimmer des Königs deutlich sichtbar war. Das Gewehrfeuer, welches (am 14. Oktober um 5 Uhr Morgens) dort begann und aus den Fenstern des Zimmers genau zu sehen war, wurde mit jedem Augenblicke heftiger. Niemand zweifelte mehr an dem allgemeinen Ueberfalle außer dem Könige, der gegen seine Umgebungen mit Eigensinn dabei beharrte, daß es blos Vorpostengefecht sey, und im Unwillen über den Widerspruch der eingehenden Meldungen eine Scheibe des nach Hochkirch zu gelegenen Fensters nach der andern mit dem Stocke einstieß, bis der Kanonendonner und die einschlagenden Kugeln endlich ihm die Ueberzeugung von dem Angriffe abnöthigten, worauf er heldenmüthig in das Gewühl des Kampfes flog.

Ein Offizier der feindlichen Armee, der Tages darauf in das vom Könige bewohnt gewesene Zimmer kam und die Geschichte des eingestoßenen Fensters erfuhr, schnitt in eine der noch übrigen Scheiben die Worte:

> Wie? Friedrich schlug dies Fenster ein?
> Und grad' auf diese Fensterscheiben
> Wollt' ich einst Friedrich's Thaten schreiben,
> So muß er unbesungen seyn!

Unter diese Inschrift schnitt ein preußischer Krieger, der im Laufe des Krieges später dahin kam, die verdiente Rüge:

> Um Friedrich's Thaten zu beschreiben,
> Erwählt man keine Fensterscheiben,
> Die gräbt man nur in Marmor ein.

In dem Jahre 1780 befand sich diese gläserne, an Ort und Stelle erhandelte Reliquie in den Händen des Münzdirektors Lessing zu Breslau. Wo mag sie hingekommen seyn?

Der Dichter und der Schneider.

Gottlob Wilhelm Burmann (geb. 1733) war zu seiner Zeit einer der beliebtesten Dichter in Berlin, wozu hauptsächlich ein Gedicht: die Quaterne, viel beigetragen hatte.

Seine ökonomische Lage war, nach der gewöhnlichen Weise der Dichter, nicht von der Art, daß er nicht oft, theils unverschuldet, theils verschuldet, mit Nahrungsorgen kämpfen mußte, er benutzte daher sein schönes Talent zu Gelegenheitgedichten und, bekannt und beliebt, wurde er sehr oft deshalb in Anspruch genommen. In dieser Absicht kam denn auch einst ein Schneidermeister zu ihm und wünschte ein Hochzeitgedicht. Burmann versprach, nachdem er sich einige nähere Auskunft über das Brautpaar und über die Verhältnisse des Kleidermachers zu diesem geben lassen, dem Anliegen zu genügen, und bestellte den Schneider nach einigen Tagen wieder zu sich.

Dieser stellte sich pünktlich ein; Burmann übergab ihm das Gedicht, und erfüllte auch noch die Bitte des Bestellers, solches laut vorzulesen. Der Kleidermacher war sehr damit zufrieden und fragte: Was bin ich schuldig?

Auf diese Frage erwiederte Burmann: das kann ich nicht bestimmen, das muß ich Ihnen überlassen.

Der Schneider erklärte, es sey das erste Mal in seinem Leben, daß er ein Gedicht habe machen lassen, er möchte ihm daher den Preis sagen.

In der Regel erhalte ich einen Dukaten, erklärte jetzt Burmann.

Der Schneider erschrack darüber nicht wenig und nach einer Pause, in welcher er sich zu fassen suchte, sagte er:

Ich muß Ihnen offenherzig gestehen, das hab' ich mir nicht vorgestellt. Einen Thaler wollt' ich wol daran wenden. Können Sie mir das Gedicht nicht kürzer machen?

Das ist gleich geschehen, erwiederte Burmann. Das Gedicht hier hat neun Strophen. Ich will Ihnen den dritten Theil davon lassen; sind Sie damit zufrieden?

Er schnitt nun drei Strophen ab, und reichte sie dem Schneider dar.

Dieser zahlte einen Thaler, völlig zufrieden, in der Ueberzeugung, daß man Verse, wie Tuch, ellenweise kaufen könne.

Die Armenier in der Türkei.

(Nach dem Bericht des Dr. Walsh.)

Von allen Christen, die das Morgenland bewohnen, werden die Armenier am meisten geachtet. Sie sind mäßig, beharrlich, redlich und sehr geschickt in Behandlung der Geschäfte. Sie unterziehen sich den Gebräuchen anderer Völker, ohne ihren individuellen Karakter zu verläugnen. Ihre Schriftsprache ist wenig oder gar nicht kultivirt, deshalb haben sie in den Wissenschaften und Künsten keine großen Fortschritte gemacht. Wie die Griechen sind sie unter das Joch der Türken sowol als ihrer Priester gebeugt, und durch den abgeschmacktesten Aberglauben tyrannisirt. Ihre Hochzeitgebräuche, eben so beschwerlich und lächerlich wie bei den meisten orientalischen Völkern, beobachten sie genau, und betrachten die Ehe als ihre heiligste Verpflichtung. Die Weiber sind sanft und folgsam. Die ausgezeichnetsten Bankiers in Konstantinopel sind Armenier oder Juden. Die Regierung hat sie mit der Prüfung der Münzen beauftragt; sie leihen den Türken Geld gegen 20 bis 30 pCt., und dieser Wucher ist die Hauptquelle ihres Reichthums, nebst dem Kornhandel und der Goldarbeiterkunst; auch giebt es unter den Armeniern in Konstantinopel Aerzte, Wundärzte, Apotheker, Baumeister, Bäcker, Bierbrauer, Schlosser. Die armenischen Lastträger liebt man wegen ihrer großen Arbeitsamkeit und Stärke, mit einem Worte, man hält sie für die nützlichsten und gewerbthätigsten Menschen im türkischen Reiche. Es gab noch vor Kurzem in Konstantinopel und der Umgegend 200,000 Armenier, die sich alle durch die Einfachheit ihrer Sitten auszeichnen: sie haben einige Aehnlichkeit mit den Quäkern, und sind, wie diese, ruhig, mäßig und dem Kriege abgeneigt. Kleine Religionsverschiedenheiten mit den Griechen reizen sie gegeneinander; zu dem verachten die Griechen die Armenier wegen ihrer Furchtsamkeit. Die Armenier haben keine Liebe für die Literatur; ihre Bibliotheken bestehen blos aus Kirchenbüchern, und sie kaufen viele Bibeln in allen europäischen Sprachen. Nur die untere Volksklasse spricht noch armenisch, gebildetere Personen bedienen sich der türkischen, französischen und italienischen Sprache.

Witz und Scherz.

Von den in Steindruck herausgegebenen Skizzen: „Berliner Witze und Anekdoten,“ ist das zweite Heft erschienen. Es enthält vier Blätter; das eine ist Persiflage auf die von Bettlerinnen geliehenen Kinder und blinden Männer; die übrigen stellen vor: einen Berliner Jungen, der einen Mann, lange vergeblich beschäftigt, in einer Straßen-Laterne Gas zu entzünden, fragt: „Männeken, soll ick Jhn'n vielleicht vor'n Groschen Oel besorgen?“ — ferner die seit Jahren bekannten Geschichtchen: wie eine Droschke sehr langsam fährt, mithin in einer Viertelstunde nicht weit kommt, worauf der Aussteigende dem Kutscher den Rath giebt: „Ein ander Mal spann' Er die Uhr vor'n Wagen und steck' Er das Pferd in die Tasche!“ und wie ein Töpferjunge eine Melodie anfängt und einen alten Herrn, der sie fortsetzt, mit den Worten bescheidet: „Wenn Er sich will 'n Lied singen, kann Er't sich och alleene anfangen, weeß Er des!“ — Die Ausführung der Blätter ist leichthin, aber zweckmäßig.

Ein Dorfbarbier las die Zeitung in der Schenke vor und erklärte sie. Einem alten Bauer fiel es einmal ein, zu fragen: was denn mit dem vielen Gerede wider das Selbstdenken, Selbstbesteuern etc. gemeint wäre? Das will ich Euch sagen, erwiederte der Vorleser: das ist — das ist fast — ja das ist ungefähr so, wie mit dem Selbstrasiren, denn Ihr laßt Euch doch am Besten von mir scheeren.“

Zu Venedig lebte ein Wiener, den ein Freund aus Oesterreich besuchte. Er führte diesen in ein Gasthaus und sagte zu ihm: „Schau, mit maner Wianer Sprach helf' i mir überall durch; die Welschen versteh'n mi, wenn i a deutsch red', i will Dirs gleich beweisen.“ Nach diesen Worten rief er dem Aufwärter zu: Da Bock hat a Ban (der Bock hat ein Bein.) Servo subito, war die Antwort, und gleich darauf brachte der Aufwärter Brod, weil er un poco di pane (ein wenig Brod) verstanden hatte.

Räthsel.

Sechs Brüder sind, die sich in Allem gleichen,
Bis auf der Namen verschiedene Zeichen,
Sie gehen Alle durch's Leben hin
Mit thätigem Wirken, bescheidenem Sinn.
Denn immer sieht man sie handeln und schaffen,
Und niemals feiernd am Fenster gaffen.
Sie tragen ihr Loos ohne Murren und Klagen,
Und müssen sie gleich als Knechte sich plagen.
Doch ach, wie verschieden ist Alles auf Erden;
Indeß sie sich plagen mit steten Beschwerden,
Und immer mit Fleiß auf Erwerb sind bedacht,
Ja, oft sogar wirken bis spät in die Nacht;
Da schlendert ihr jüngerer Bruder durch's Leben,
Als wäre ein Königthum ihm gegeben!
Geht immer geputzt; lebt hoch oft, wie Prasser,
Und tauchet bei Leibe die Hand nicht in's Wasser.
Und dennoch — wer dieses wol deuten kann! —
Ist er der gottesfürchtigste Mann.

Auflösung des Logogryph im vorigen Stück.

Eule. Euler.
